

2006

Wir waren Einzelgängerinnen. Zusammen ergaben wir kein Ganzes, was man Familie hätte nennen können. Vielleicht nannte ich uns deshalb so gerne die »Winterfrauen«. Das gab uns einen Zusammenhalt, eine Klammer, die wir sonst eigentlich nicht hatten. Andere Familien, das waren Nester, Geflechte, Gemeinschaften, das waren Mütter und Väter, Geschwister, Cousins, Onkel, Tanten und Großeltern, mit unterschiedlichsten Gemeinsamkeiten. Schmale Lippen oder spitze Nasen, ein musikalisches Talent, eine bestimmte Art zu

lachen oder sich ans Ohrläppchen zu fassen. Meine Freundinnen aus großen Familien stöhnten, wenn sie ständig zu Familienfeiern eingeladen wurden und deshalb nicht zu den coolen Partys gehen konnten, weil die Tante Geburtstag hatte oder der Großcousin heiratete. Ich liebte ihre Geschichten von betrunkenen Onkeln, von Großmüttern, die zum hundertsten Mal die gleichen Anekdoten aus ihrer Jugend erzählten, und von Kindern, die unter den Tischen heimlich die Schnapsgläser leerten, wenn die Erwachsenen es schon nicht mehr mitbekamen. Ich beneidete sie um ihre Familien und wäre immer so viel lieber dorthin gegangen als zu den coolen Partys, bei denen ich mich meistens uncool fühlte.

Wir drei Winterfrauen, das waren ich, meine Mutter Paula, die immer unterwegs war oder davon träumte, unterwegs zu

sein, und meine Großmutter Charlotte, die so gut wie nie unterwegs war. Sie wohnte auf dem Land, wo sie nach dem Krieg auf den Hof meines Opas eingeheiratet hatte. Meine Großmutter besuchte ich am liebsten alleine, weil meine Mutter und sie sich entweder stritten oder anschwiegen. Ich wusste dann nie, auf wessen Seite ich gehörte, und fühlte mich unwohl.

Meinen Großvater kannte ich genauso wenig wie meinen Vater, und die Männer, die sich bei meiner Mutter darum beworben hatten, zeitweise die Vaterrolle für mich zu übernehmen, interessierten mich nicht. Sie waren sowieso nie lange geblieben. Männer waren kein Thema bei uns. Von Yannick erzählte ich nur am Rande. Paula fand meine Freunde immer langweilig.

Meine Mutter nannte ich Paula. Sie wollte das so, weil sie nicht auf ihre Mutterrolle

reduziert werden wollte. Vielleicht hatte ich deshalb nur bei meiner Oma dieses innige, besondere Gefühl. Weil es auf der ganzen Welt nur einen Menschen gab, der sie Oma nennen durfte, und das war ich. Paula erzählte ich selten etwas von Oma, und wenn ich es tat, dann hörte ich immer dieses »Tsssss«. Ein kräftiger, kurzer Luftstoß, zwischen Zunge und Gaumen hinausgezischt, manchmal herablassend, manchmal aufgebracht. Genauso schwierig war es, Oma etwas von Paula zu erzählen. Oma seufzte erst, dann schwieg sie. Ich hing irgendwo zwischen dem Tsssss und dem Schweigen und gewöhnte mir an, so gut wie gar nichts mehr zu erzählen.

Wir drei waren wie einzelne Glasperlen, die in einer kleinen Schachtel umeinanderkullerten, als ob sie zu ganz unterschiedlichen Ketten gehört hätten. Es

schien, als wären wir nur zufällig zusammen in dieser Schachtel gelandet. Als wären wir nur zufällig miteinander verwandt.

Auch die Legende von meiner Urgroßmutter Lisette verband uns nicht. Es gab eine Fotografie von ihr, die meine Mutter irgendwann an ihre Pinnwand gehängt hatte. Auf dem Bild kniete meine Urgroßmutter in einem Beet zwischen Blumen und Gemüse, einige widerspenstige Haarsträhnen hatten sich aus ihrem Knoten gelöst, und sie versuchte sie lachend, mit erdigen Händen, aus ihrem Gesicht zu streichen. Ihr Lachen strahlte mir so unbeschwert entgegen. »1913« stand auf der Rückseite des Bildes. Als ich Oma fragte, wer es aufgenommen haben könnte, zuckte sie die Achseln. Da war sie ja noch nicht auf der Welt gewesen. Das